

Ueber die Schwalben.

Eine Vorlesung im Maximilians-Museum,

gehalten am 27. März 1867

von

W. Scheller.



Literatur.

- Schwalbenplaudereien** von Julius Finger. Ein Vortrag zur Jahres-Versammlung Wien am 9. April 1864. Verhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien. XIV. Band 1864 pag. 214.
- Das Leben der Vögel** von Dr. A. E. Brehm. 1861. Glogau p. 481. IX. Die Schwalbe (*Hirundo rustica* L.)
- Naturstudien** von Dr. Hermann Masius. Leipzig 1858, pag. 82 „Die Schwalbe.“
- Die Vögel Europa's**, „Manuscript von Leu.“
- Beiträge zur Ornithologie Griechenlands**, von H. Graf von der Mühle. Leipzig 1844. pag. 7.



Schwalben sind da! — Das ist der erste Siegesruf des jungen Frühlings im Kampfe mit seinem alten grimmen Todfeind — dem Winter. — Noch ist der Streit nicht geendet. Nur langsamen Schrittes weicht der zähe Gegner, noch auf dem Rückzuge mit seinem Eiseshauche Alles verderbend, was sich als Herold des neuen Herrschers vorwitzig herausgewagt. — Primeln, Anemonen und Schneeglöckchen, die so eben schüchtern versuchten, das starre Leichentuch, das sie so lange deckte, zu heben, ziehen sich ängstlich und betrübt wieder zurück, so oft er sein schneeflockiges Haupt schüttelt, Insekten flüchten sich in ihre winterlichen Schlupfwinkel und die wenigen Silvien, die neugierig über die Alpen herübergekommen, eilen erschreckt wieder südwärts, so oft sein frostiger Fuss noch einen Tritt Land abgewinnt.

Aber die Schwalben sind da, und mit ihnen die Hoffnung auf bessere Zeiten. Bald wird der schlimme Gast aus dem Lande sein.

Hätten die Schwalben keine andere schätzenswerthe Eigenschaft, als dass sie uns den Frühling bringen, so würden schon um dieser willen die Liebe und Zuneigung verdienen, mit der sie beinahe überall, wo immer sie nur erscheinen, empfangen werden. — Ausserdem aber gewinnen sie durch ihr freundliches, zutrauliches, oft muthwilliges Wesen, durch die Leichtigkeit und Schönheit ihres Fluges, durch ihr inniges Anschmiegen an die Menschen und durch ihr alljährliches Wiederkommen und Aufsuchen der alten Wiegenplätze, die Herzen Aller, die nur einiges Gefühl und einigen Sinn für Zartes und Schönes haben.

Aus den ältesten Zeiten klingt der Name der Schwalbe wie ein Freundesgruss zu uns herüber. Jedes Volk, von dessen

früherem Leben wir Kunde haben, erwähnt dieses menschenfreundlichen Vogels, die Israeliten ebensowohl wie die Griechen, die Römer wie die Araber, die nördlichen, wie die südlichen, die westlichen wie die östlichen. Von keinem alten Volke haben wir eine Nachricht, dass das freundliche Thierchen irgendwo verfolgt worden wäre; und nur die neueren Völker des südlichen Europa's, sowie zu ihrer eigenen Schande die Bewohner einiger Gegenden Deutschlands weichen hievon ab.

Die Schwalbe erscheint Allen als ein gleichsam überirdischer Vogel, dessen ganzes Leben und Sein der höchsten Theilnahme würdig ist.

Ihr Kommen im Frühling und ihr Gehen im Herbst scheidet das Jahr in einen guten und einen bösen Abschnitt, freudig wird ihr Erscheinen begrüßt, traurig gedenkt man noch lange ihres Abschiedes. Die Schwalbe ist für uns dasselbe, was der heilige Ibis für die alten Egypter war, ein Bote der reichen, schönen Jahreszeit.

Viele Völker haben einen eigenen Schwalben-Cultus. So feierten die Griechen einstens Volksfeste bei ihrer jedesmaligen Wiederkunft, und auch jetzt noch ziehen in Athen zur Zeit der »Zugvogelwinde« Processionen durch die Strassen, ihr Schwalbenlied singend:

„Komm, komm Schwalbe und bringe mit dir schöne Zeiten und schöne Jahre.“

Das Landvolk in Schweden begrüßt seit Jahrhunderten schon die wiederkehrende Freundin mit Jubelruf. Sie verkündet das Wiederaufleben der Natur nach langem freudlosem Winter, sie verspricht bessere Zeiten, nach den traurigen, und wenn sie Abschied nimmt, klagt Jedermann ihr nach, weil wir ja wissen, dass ihrem Abschiede Trübe und Kälte folgt, dass mit ihr auch die schönen Tage von uns scheiden.

Schon Anakreon besingt ihr Kommen und Gehen. Die neuern Dichter preisen sie nicht minder und betrachten wie die Alten, sie als einen Vogel des Segens.

In diesem Sinne nennt sie der gemüthvolle Humphrey

Davy mit Recht die »Nebenbuhlerin der Nachtigal« und Shakespeare hat eine der ergreifendsten Scenen geschaffen, wo er — im ersten Akt des Macbeth — nach dem furchtbarsten Ausbruch einer megärenhaften Leidenschaft plötzlich den Blick auf das friedliche Nest der Schwalbe lenkt.

Zum Königsmorde waffnet sich Lady Macbeth.

„Komm schwarze Nacht“ ruft sie aus —
 „Umwölk dich mit des Abgrunds dicksten Dampf,
 „Dass nicht mein scharfes Messer seh' die Wunde,
 „Die es geschlagen, noch der Himmel
 „Durchschauend aus des Dunkels Vorhang rufe:
 „Halt!“

Da treten mahnend Duncan und Banquo auf, und nun beginnt jenes kurze Gespräch, in dem mit einem Male die ewig reine Natur in ihrem lieblichsten Bilde vor die erschütterte Seele tritt. »Seht«, sagt Banquo:

„Seht dieser Sommergast, die traute Schwalbe,
 „Die gerne der Kirchen heil'ges Dach bewohnt,
 „Bezeugt durch ihr geliebtes Mauerwerk,
 „Dass hier des Himmels Hauch erfreuend weht.
 „Kein Damm, kein Fries, kein Strebepfeiler ragt,
 „Und keine Ecke bietet Vortheil dar,
 „Den dieser Vogel nicht benützt, zu bilden
 „Sein hangend Lager, seiner Jungen Wiege.
 „Wo Schwalben flattern, brüten und verweilen,
 „Ist lind und lieblich stets die Luft.“

Um eben jener Eigenschaften willen knüpft sich auch an die Schwalben so mancher fromme Glaube.

Der Araber nennt sie Vögel des Paradieses (*Thiur el djinne*), weil sie neben dem Flammenschwerte des Cherubs vorüberschlüpfen, um dem verstossenen Menschen aus dem Eden in das Elend zu folgen.

Freudig begrüsst er den Vogel, wenn er sein Nest an die Sparren der Hütte heftet; denn er ist ihm Bürge jeder himmlischen Wohlthat.

Aber auch die deutschen Stämme gaben ihm ähnliche Vorbedeutung. Wo die Schwalbe nistet, da zündet kein Blitz, wo sie auszieht, zieht der Tod ein, und wer ihr Nest zertrümmert,

zertrümmert sein eigenes Glück; Segen aber folgt dem gastlichen Beschützer.

Ihr ganzes Wesen und Sein ist das Bild schuldloser Fröhlichkeit, Munterkeit und Zutraulichkeit.

Sie ist die Verkünderin des Tages, wie des Jahres:

„Die fröhliche Schwalbe auf ihrem Neste,
Singend begrüsst sie den kommenden Tag,“

sagt ein welscher Dichter von ihr. Und wir Deutsche haben ja hunderte von Gedichten, welche sie verherrlichen. Eine so allgemeine Achtung, eine so grosse Liebe kann nicht zufällig sein, sondern muss eine tiefere Bedeutung und gewichtige Gründe haben.

Wir werden die letzteren leicht erkennen, wenn wir einen Blick auf das Leben der Schwalbe werfen.

Von den sechs Arten der eigentlichen Schwalben, welche Europa bewohnen, geniesst vorzugsweise eine, die Rauch- oder Bauernschwalbe, *Hirundo rustica* L., jene hohe Verehrung. Sie ist das bekannte muntere, hübsch gezeichnete Thierchen mit den langen Flügeln und dem Gabelschwanz, dem blauschwarzen, schillernden Rücken, der rostgelben Brust, sowie der braunrothen Stirne und Kehle. Die Füsse kontrastiren in ihrer unbehülflichen Kürze, kaum vermögen sie den Körper zu tragen, zum Zeichen, dass nicht auf dem Boden, sondern in den Wolken der Schwalbe Weg und Wiege sei.

Der innere Bau des Schwalbenleibes stimmt im Allgemeinen mit dem Bau der Sänger überein; eigenthümlich sind allen Schwalben der kurze Oberarm, der nur die Länge des Mittelhandknochens hat, und die am Seitenrand merklich eingezogenen Gaumenbeine; bloss die Hirnschale ist luftführend, kein Theil des Knochengerüsts weiter. Ein Kropf fehlt. Es ist diejenige Art der Schwalben, welche ihr kunstreiches, oben offenes Nest in das Innere des Hauses selbst hängt. Die Rauchschalbe vertritt in Mittel-Europa die Sippe der Edelschwalben, *Cecopris*. Man wird sie in Deutschland mit keiner andern verwechseln können. —

Schwieriger ist es, sie von ihren nächsten Verwandten zu unterscheiden, welche ausserhalb Deutschland leben.

Ihr eigentlicher Wohnkreis ist nicht gross. Sie findet sich als Brutvogel in ganz Europa, mit Ausnahme des höchsten Nordens und ebenso in Nordasien, wird aber schon in Nordafrika ersetzt durch die ihr sehr ähnliche Rostschwalbe, *Cecopris ca-hirica* od. *C. Boissomeante*, welche namentlich in Egypten sehr häufig ist und nicht wandert, wie die Rauchschwalbe, von dieser vielmehr überflogen wird, wenn sie von Europa nach Süden wandert oder wieder von dort zurückkehrt.

Auch die Hausschwalbe Nordamerika's, *C. americana*, oder deren südliche Vertreterin, die Rothschalbe, *C. rufa*, stehen ihr nahe und selbst die Schwalbe der Inseln des stillen Meeres, *C. neoxena*, hat mit ihr, abgesehen von der geringern Grösse, viel Aehnlichkeit. In ihrer Lebensweise ähneln sich alle Edelschwalben der Erde.

Kurze Zeit nach ihrer Ankunft im April nimmt sie ihre gewöhnliche Wohnung in der Nähe des Menschen, sucht die alten Nester wieder auf, und erfreut nun durch ihr ansprechendes Wesen Jung und Alt. Die Schwalbe ist ein ausserordentlich munterer, flinker und kühner Vogel. Immer liegt ihr Gefieder schmuck an, immer ist sie nett, immer heiter, es sei denn, dass das Wetter längere Zeit gar zu unfreundlich wäre.

Ihr Flug ist wunderschön, schnell, abwechselnd und gewandt, wie bei kaum einem andern Vogel. Sie schwimmt und schwebt gradaus und in allen möglichen Windungen, biegt mit unglaublicher Sicherheit um Ecken und dergleichen, fliegt gewandt durch kleine Löcher hindurch, lässt sich in kurzem Bogen bis zur Erde oder auf den Wasserspiegel herab, verliert sich beinahe in den Wolken, überschlägt sich in der Luft, — kurz, sie zeigt alle Künste des Fluges in vollendetster Weise. Ruhe kennt dieser kecke Flieger nicht, er ist das leibhafte *Perpetuum mobile*, der Freischärler, der Beduine im Vogelheere. Es ist in der That nicht nur die Ausdauer und Schnelligkeit, sondern vorzüglich die Gewandtheit dieses gebornen Reisevogels, es ist die Kühn-

heit, Leichtigkeit und Sicherheit seiner Wendungen, welche uns in so hohem Grade fesselt und fast räthselhaft erscheint. Der Pterolog Silberschlag stand nicht an, demjenigen den Preis in der Mechanik zuzuerkennen, der den wunderbaren Flug der Schwalbe zu erklären vermöchte.

Sie verrichtet aber auch fast Alles während dieser Bewegung. Fliegend erhascht sie sich ihre Nahrung, welche aus den verschiedensten kleinen Kerbthieren: Fliegen, Stechfliegen, Bremsen, Mücken, Schnacken, Haften, Motten, Wicklern und andern kleinen Schmetterlingen, Käferchen, Spinnen etc. besteht, fliegend trinkt und badet sie, indem sie dicht über dem Wasser dahinschiesst, mehrere Mal in dasselbe eintaucht und sich dann das Gefieder abschüttelt, fliegend singt und spielt sie, bisweilen ätzt sie selbst ihre Jungen im Vorüberfluge. Jedoch sieht man sie auch öfters an irgend einem hervorragenden Punkte sitzen, um sich zu sonnen, auszuruhen oder um zu singen.

Ihr Gesang ist einfach und mehr ein Geschwätz; dasselbe ist aber in hohem Grade angenehm und gemüthlich — so gemüthlich, dass das Volk nicht umhin gekonnt hat, es in seine Sprache zu übersetzen:

„Ich wollte meinen Kittel flicken
 „Und hatte keinen Zwerrrn
 „Hatte nur ein kurzes Endchen,
 „Da musst' ich lange zerrrn.“

Das tieferhörende Ohr des Dichters und des Volkes vernimmt darin das Lied unschuldiger Freude, den süßen Wohllaut der Befriedigung, auch je zuweilen wohl ein heiter muthwilliges Geplauder.

Die lustigen Vögel machen Glossen über die am Brunnen schwätzenden Weiber im Elsass:

„Die rätsche un dätsche, un wenn sie heim kumme, so isch nienne ke Fünkele Fiir.“

Aber öfter noch erklingt aus dem Schwalbengesang die Klage um den Wandel irdischen Glücks. Auch das Alterthum spricht einstimmig von dem Seufzen, dem *flebile murmur*, der Schwalbe. Jesaia 38. 14 steht: „ich winselte wie eine Schwalbe.“

In einem serbischen Volksliede heisst es:

„Nur die Mutter weheklagt voll Jammer,
Doch melodisch, wie die Schwalbe, klagen
Wird sie bis zu ihren letzten Tagen.“

So reichen sich die Völker aus Vergangenheit und Gegenwart in Dichtung und Wahrheit gläubig die Hand.

Am frühen Morgen eines anbrechenden Tages hört man in Bauerngehöften die Schwalbe stets zuerst. »Kaum kündigt ein grauer Streifen im Osten den kommenden Tag«, sagt unser Naumann, »so hört man schon die ersten Vorspiele des Gesanges des von der Nachtruhe eben erwachten Schwalbenmännchens. Alles Geflügel des Hofes ist noch schlaftrunken, keines lässt einen Laut hören, überall herrscht noch tiefe Stille, und die Gegenstände sind noch mit nebligem Grau umschleiert: Da stimmt hier und da ein Schwalbenmännchen sein Wirb Wirb an, jetzt noch stammelnd oft unterbrochen; aber nach und nach entsteht ein zusammenhängendes Lied daraus, welches der auf derselben Stelle sitzende Sänger mehrmals wiederholt, bevor er sich aufschwingt und im Auf- und Niederfliegen weitersingt. Bis es hiezu kommt, ist ein Viertelstündchen vergangen; aber nun erwachen auch die andern Schläfer, der Hausröthling girt vom Dachfirst herab sein Morgenliedchen, die Spatzen lassen sich hören, die Tauben rucksen, und bald ist alles Geflügel zu neuem Leben erwacht. Wer sich öfters eines schönen Sommermorgens in einem ländlichen Gehöfte erfreute, wird beistimmen müssen, dass die Schwalben mit ihrem, wenn auch schlichten, so doch fröhlichen aufmunternden Gesang, viel zu den Annehmlichkeiten eines solchen beitragen.

Bald nach dem Erwachen beginnt die Schwalbe ihre Jagd auf Insekten. Bei schönem Wetter steigt sie ziemlich hoch in die Luft, bei feuchtem streicht sie tief auf der Erde oder dicht über dem Wasser hin, weil Kerbthiere unter eben denselben Umständen hoch oder niedrig fliegen. Viehheerden folgt sie Stunden weit, und dem Reitenden und Fahrenden oft auf grosse Strecken. Eine schlimme Zeit tritt für sie ein, wenn es mehrere

Tage nach einander regnet und alle Kerfe sich festgesetzt haben. Dann fliegt sie wahrhaft ängstlich dicht am Gebüsch oder an den Häusern hin, um einzelne aufzujagen oder abzulösen, leidet aber erheblich von dem grossen Mangel an Nahrung. Nur ein solcher kann sie traurig machen, bei sonnigem Wetter ist sie überaus munter und neckt sich ohne Unterlass mit IHresgleichen. Ihren Muth bewährt sie, sobald sich ein Feind naht. Beim Erblicken desselben umkreist sie ihn mit heftig wiederholtem Rufe: »Biwist« und gibt hierdurch andern Vögeln ein Zeichen, auf ihrer Hut zu sein, den andern Schwalben aber die Losung zum Kampfe.

Dieser wird allerdings nicht mit scharfen Waffen ausgefochten, aber die Schwalben vertreiben doch oft genug den Räuber oder locken durch ihr lebhaftes Geschrei andere stärkere Gehilfen herbei. Auf den ersten Kampfruf versammeln sich alle Schwalben, die es hören; die eine ruft es der andern zu, und im Nu ist der fliegende oder laufende Räuber von einer ganzen Schaar der muthvollen, neckischen Thiere umringt und wird nun lautschreiend verfolgt und geärgert bis über die Grenzen des Gebietes hinaus. Durch ihre Gewandtheit im Fluge entgehen sie vielen Feinden, welche das Kleingeflügel im Allgemeinen bedrohen. Nur zwei unserer Raubvögel sind im Stande die behenden Thiere zu fangen, es sind der Baumfalke, *Falco subbuteo*, und der Lerchenfalke, *F. aesalon*. Beim Anblick dieser gefürchteten Räuber ergreift die Schwalben ein peinlicher Schreck, und man hört jetzt anstatt des muthigen Rufes einen ängstlichen Laut »Delwilik« von ihnen, auch suchen sich alle so schnell zu retten als möglich.

Die genannten Falken können die gewandten Thiere übrigens nur dann erwischen, wenn sie plötzlich ungesehen unter eine Heerde stossen oder aber gesellschaftlich jagen, indem der eine Gatte des Falkenpaares die Schwalben verfolgt, und der andere ihnen auflauert. Ausser diesen Raubvögeln stellen noch Katzen, Marder, Wiesel, wohl auch Ratten, namentlich ihrer Brut nach.

Der Mensch befiehlt diese nützlichen und in den meisten Ländern geheiligten Vögel nur dann, wenn Rohheit und Gemeinheit — Erkenntniss oder edle Gesinnung überwiegt. Leider gibt es nicht blos in Spanien und Italien, sondern auch in Deutschland Bubenjäger, denen wohl Götzenbilder, nicht aber Schwalben heilig sind. Die rohe Mordlust gewisser Vogelfänger setzt sich über alles weg. In der Umgegend von Halle und in der Nähe Wiens werden jährlich Hunderttausende von Schwalben vertilgt.

Im Mai beginnt das Schwalbenpaar den Bau seines kunstreichen Nestes. Dasselbe steht am liebsten innerhalb der Häuser, stets unter Dach und Fach, gern an Deckenbalken oder an Mauern dicht unter der Decke. Es ähnelt dem vierten Theil einer Halbkugel, welche an die Wand angeklebt ist, und besteht aus sandiger Schlammerte, welche beide Gatten von feuchten Stellen klümpchenweise herbeiholen und nach und nach aufmauern, und aus feinen Hälmchen von Stroh und Heu, oder langen Pferdehaaren, welche zur bessern Befestigung eingeklebt werden. Der untere Theil ist stets dicker, als der obere, ganz den Gesetzen der Schwere angemessen. Inwendig ist das Nest mit weichen Dingen, Federn, Haaren und Wollklümpchen, sowie mit zarten Hälmchen ausgefüttert. An geschützten Orten erreicht es eine grosse Festigkeit und Haltbarkeit. Man kennt Schwalbennester, welche 12—15 Jahre aushielten und jährlich zweimal gebraucht wurden. Freilich werden alle schadhafte Stellen sofort auch gehörig ausgebessert und der ganze Bau so immer in Ordnung gehalten.

In jedem neuen Frühjahr hat dann das Pärchen weiter nichts zu thun, als die Spinnweben und die verrottete Unterlage aus dem Neste hinauszuerwerfen und es neu auszupolstern, deshalb legt auch ein Pärchen, welches sein altes Nest wieder beziehen kann, regelmässig eher, als ein jüngeres, welches erst ein Nest bauen muss, wenn gleich dieser Bau von den eifrigen Arbeitern gewöhnlich schon binnen 6 Tagen vollendet wird. Oft sehen sie sich merkwürdige Plätze zum nisten aus. Naumann erzählt von einer Rauchschalbe, die ihr Nest in einer regelmässig be-

nutzten Schlafkammer auf das Fersenstück eines darin hangenden Schuhes baute, und von einer andern, welche es zwei Jahre hintereinander auf den Winkelhebel eines Klingelzuges in dem Gange eines bewohnten Hauses setzte.

Ein noch merkwürdigeres Beispiel erzählt Herr Diaconus Harter in Gotha: Die Wittve eines Geistlichen hatte in einem hochgelegenen Gemach ihres Hauses frisch gestärkte Kleidungsstücke aufgehängt. Das Fenster der Kammer ist halb offen, ein Schwalbenpaar dringt ein und siedelt sich an einem der Unterkleider an. Mit Schrecken gewahrt Tags darauf die Dame den Anbau. Sie reisst ihn herunter; als sie aber am nächsten Morgen das Werk theilweise erneuert sieht, gewährt sie den Luftseglern den merkwürdigen Grund und Boden zur Niederlassung. Das Schwalbenpaar brütete da wirklich Junge aus.

Als Abweichung ist anzuführen, dass in Peru die ohnehin seltenen Schwalben nicht an Häusern, sondern fern von den Städten, meist an entlegenem Mauerwerk nisten. Sie werden *Palomitas de santa Rosa* (Täubchen der hl. Rosa) genannt, wie es scheint ihrer Zierlichkeit und ihrer Tauben gleichen Schnelle halber.

Die Eier 4—6 sind klein, rein weiss, von dem durchscheinenden Inhalt etwas röthlich und mit vielen rothbraunen Punkten bestreut. Das Weibchen brütet allein, das Männchen bringt ihm aber zuweilen Futter.

Bei schlechter Witterung muss jedoch auch das Weibchen selbst nach Nahrung umherstreifen, und so kommt es, dass die Brutzeit sehr verschieden ist: bei guter Witterung schlüpfen die Jungen nach 12 Tagen, bei schlechter oft erst nach 17 Tagen aus. Ehe sie Federn bekommen sind die kleinen Thierchen mit dünnstehenden langen grauen Dunen bekleidet und haben sehr breite, dick gelbgeranderte Mäuler, nach einigen Tagen heben sie schon die Köpfe über den Rand des Nestes heraus. Gegen das Flüge werden hin sieht man die ganze Brut friedlich um den Rand des Nestes geschaart, um die Eltern hier zu erwarten und das Futter ihnen gleich abnehmen zu können.

Eine solche Schwalbenfamilie gewährt einen reizenden Anblick! Die harmlosen Thierchen lugen so unschuldig fromm aus ihrem Neste heraus und sehen so munter in die Welt hinein, betrachten scheinbar so theilnehmend das Treiben der Menschen dicht unter ihnen, dass sie sich Aller Liebe erwerben müssen. Die Eltern pflegen sie mit grosser Sorgfalt und halten namentlich sehr auf Reinlichkeit.

Nach ungefähr 14 Tagen sind die Kinder erwachsen und können nun den Alten ins Freie folgen. Draussen üben diese sie zunächst im Fliegen ein und lehren sie dann ihr Futter selbst fangen. Anfangs sind die Thierchen immer nach kurzem Fluge sehr ermüdet und setzen sich alle Minuten lang einmal dicht neben einander in einer Reihe auf einen hervorragenden Ast, um auszuruhen; bald aber wird ihnen das Fliegen ebenso spielend leicht, wie den Alten. Mehrere Tage nach dem Ausfliegen kehren die Schwalben noch allabendlich mit ihren Kindern nach dem Neste zurück; zwei Wochen nach ihrem ersten Eintritt in die Welt sind die Kleinen aber selbstständig geworden und erscheinen nun nicht wieder beim Neste. Dann machen die Alten zum zweitenmale Anstalt zur Brut, legen aber niemals wieder so viel Eier, als das Erstemal.

O. v. Kotzebue erzählt in seiner »neuen Reise um die Welt“: Als wir bei Kamtschaka vor Anker lagen, baute ein Schwalbenpaar ruhig sein Nest nahe bei der Kajüte. Ungestört von dem Lärm der Arbeiten auf dem Schiffe brütete das liebende Paar seine Jungen glücklich aus, fütterte sie mit der zärtlichsten Sorgfalt und zwitscherte ihnen fröhliche Lieder vor.

Da entfernte sich plötzlich ihre friedliche Hütte vom Lande. Sie schienen darüber in Erstaunen zu gerathen und umkreisten ängstlich das immer weiter eilende Schiff, holten aber doch noch vom Lande Nahrung für ihre Jungen, bis die Entfernung zu gross wurde. Da begann der Kampf zwischen Selbsterhaltung und Elternliebe. Lange noch umflogen sie das Schiff, verschwanden dann auf einige Zeit, kehrten plötzlich wieder, setzten sich zu ihren hungrigen Jungen, welche ihnen die offenen Schnäbel

entgegenstreckten und schienen zu klagen, dass sie keine Nahrung gefunden. Dieses Verschwinden und Wiederkommen dauerte noch einige Zeit. Endlich blieben sie aus, und nun nahmen sich die Matrosen der Verwaisten an.

Mit ihren Stammverwandten in geselligen Kolonien sind sie zu gegenseitiger Hülfe stets bereit: L a m a r k sah, da ein Schwalbennest, gerade als das Weibchen Eier legen wollte, zerstört worden war, 10—12 Schwalben aus der Nachbarschaft hinkommen, die aufs Eifrigste ein neues Nest bauten, und es in $1\frac{1}{2}$ Tagen zu Stande brachten, wozu ein einziges Paar 8 bis 12 Tage braucht. (Schmarda, Andeutungen, S. 204.) Auch Moritz Arndt erwähnt diess in seinen Erinnerungen und Geschichten (Schrift an und für meine lieben Deutschen, 3 Thl. S. 548.) als etwas häufig Vorkommendes und Bekanntes. — Wenn die Eltern eines Schwalbennestes getödtet werden, so werden nach Inglis die verlassenen Jungen von den nächstwohnenden Schwalben geätzt. Ein besonders merkwürdiger Zug dieser Art soll Cuvier zuerst auf das Studium der Naturgeschichte geführt haben. Cuvier, ein armer Student, war als Hauslehrer bei den Kindern des Grafen von Hericy angestellt und bewohnte mit seinen Zöglingen ein altes Schloss zu Fiquainville. Eines Tages hatten diese auf dem Fenstersimse eine Schlinge gelegt, um eine Schwalbe zu fangen, welche Fliegen jagend die besonnten Scheiben umschwirrte. Nach einigen Minuten fand sich der arglose Vogel plötzlich gefangen. Die Schleife hatte einen seiner Füße umschnürt. Er erhob ein schrilles Geschrei und bald sammelte sich ein ganzer Schwarm von Schwalben und versuchte den Gefangenen zu befreien. Aber vergeblich! jeder Versuch, mit der Schlinge davonzufiegen, zog diese nur enger zusammen und vermehrte noch die Schmerzen des Vogels. Auf einmal schwangen sich die Schwalben alle zugleich in die Höhe, kreisten in der Luft, stürzten dann herab und pickten mit den Schnäbeln auf die Schlinge, bis diese endlich zerriss und der befreite Vogel zwitschernd mit seinen Gefährten davonflog. — Etwas Aehnliches erzählt auch Dupont de Nemours.

Anderseits lassen sie nicht selten ihr zänkisches Geschrei vernehmen, und die Jagdlust wohnt dem »frommen Vogel« so tief im Blut, dass er mitunter an den eigenen Genossen zum Dieb wird. Im ersten Theil der »Thierseelenkunde« wird folgendes Schelmenstück erzählt: Unter dem Portal des *Collège de quatre nations* bauten zu gleicher Zeit zwei Schwalbenpaare. Als eine der Schwalben bemerkte, dass die Baumeister des andern Nestes abwesend waren, eilte sie hinzu, stahl von dem frisch-bereiteten Mörtel, den sie aufgetragen hatten, verwendeten ihn an ihrem eigenen Hause und setzten diese Dieberei über eine halbe Stunde fort.

Die Hausschwalben, die nun gewiss Jedermann kennt, sind in dem bereits beschriebenen Kleide in der Regel alle gleich, nur ist die Unterseite des Körpers beim Weibchen etwas blässer. Sehr selten kommen Abweichungen in der Färbung des Gefieders vor, zumal Ausartungen in weiss, über deren Entstehung wir noch keine sichere Erklärung finden.

Unser thätiger Ornitholog Herr Len hat für Augsburg zwei solche Fälle verzeichnet. Im Jahr 1829 wurde in einem Hause der Bäckergasse eine schneeweisse Schwalbe mit rothen Augen in einem Neste mit gewöhnlichen Jungen ausgebrütet. Am 10. Juli 1858 fand man in einem Neste der untern Stadt von drei jungen Schwalben, eines grauweisslich; sie flog aus und wurde mehrere Tage darnach beim rothen Thore erlegt. Sie sitzt bei der Gruppe in der Sammlung des Museums.

Wo so auffallend gefärbte Schwalben vorkommen, erregen sie natürlich das allgemeine Interesse, der poetische Geist, der in dem Menschen wohnt, beutet sie dann auf seine Weise aus und sucht sie mit ausserordentlichen Begebenheiten in geheimnissvollen Zusammenhang zu bringen.

In Göttingen hat man am 14. April 1864 Schwalben gesehen, die seltsamer Weise ganz weiss waren; der Volksaberglaube schloss daraus auf einen kalten Sommer mit andauernden Nachtfrösten. (Das Volk ist immer abergläubisch.)

So machte eine weisse Schwalbe in Schlesien vor der Ankunft des Böhmenkönigs Ferdinand II. sehr viel zu reden und wurde allgemein als gutes Omen gehalten. Aber auch traurige Ereignisse sollten sie herbeiführen, denn als der jüdische König Antiochus sich gegen die Parther rüstete, sah man über seinem Zelte eine weisse Schwalbe fliegen und schon bei der nächsten Schlacht ward er von den Feinden erschlagen.

Hie und da kommen solche Albinos vor nur mit dem röthlichen Flecken auf der Brust. Von diesem braunrothen Flecken, dem Characterion der Hausschwalbe, weiss Ovid eine böse Geschichte zu erzählen:

Tereus, König von Thrazien, war mit Progne, der Tochter Pandions von Athen, vermählt. Fünfmal hatte Titan bereits den Umlauf des Jahres wiederholt, ohne dass Progne Jemanden von ihrer Familie gesehen und sie bittet den Gemahl, ihre Schwester Philomele kommen zu lassen. Tereus reiset ab um sie zu holen, und kaum hat er dem Schwiegervater seine Bitte vorgetragen, als die Jungfrau erscheint, schön wie eine Dryade oder die reizendste Najade der Wälder. Bei dem Anblicke dieser wundervollen Schönheit entbrennt Tereus in rasender Liebe und von dem Augenblick an kennt er nur den Einen Wunsch: sie zu besitzen. Mühsam seine Gefühle verbergend, erwirkte er die Erlaubniss Philomele zu ihrer Schwester zu bringen, aber er benützt selbe nur dazu, sein sorgloses Opfer in ein abgelegenes, von alten Wäldern verdunkeltes Landhaus zu schleppen und dort gewaltsam zu verführen. Philomele, wahnsinnig über ihre verlorene Ehre, verflucht unablässig den feigen Tyranen, der endlich erzürnt darüber, ihr mittelst einer Zange die Zunge herausreisst und sie also verstümmelt verlässt, um zu Progne zurückzukehren, der er unter erheuchelten Thränen erzählt, dass ihre Schwester gestorben sei.

Der Gott des Lichtes hatte nunmehr die 12 Zeichen des Thierkreises durchwandert und ein Jahr war vergangen, ehe es der eingekerkerten Philomele ermöglicht ward, eine geheimnissvolle Stickerei, worin durch eingewebte farbige Zeichen ihr

ganzes Elend und Tereus Schandthat zu lesen war, an Progne gelangen zu lassen. Die Gemahlin des grausamen Königs entwickelt den Teppich und liest das Klagelied ihrer Schwester. — Scham, Wuth und Verzweiflung stürmen auf sie ein und tödten beinahe die Aermste, aber das Bedürfniss nach Rache reisst sie wieder empor. Mit einer Schaar ihrer Getreuen eilt sie fort, die Schwester zu holen und der Zustand, in dem sie Philomele findet, facht ihre Wuth auf das höchste an. Sie will den Palast anzünden und Tereus in den Flammen umkommen lassen, aber es scheint ihr das noch zu gering für die Schandthaten desselben; da kommt unglückseliger Weise ihr Sohn Ibis herzugelaufen, ihr liebend die kleinen Arme entgegenstreckend. Die Aehnlichkeit mit seinem Vater erstickt in ihr alles Muttergefühl und mit den Worten: »Du bist Tereus Kind und würdest wie dein Vater!« greift sie nach einem Schwerte und stösst es dem Kleinen durch die Brust. Aber nicht genug, dass sie ihn getödtet, zerfleischt sie noch die zuckenden Glieder, reisst den Kopf vom Rumpfe und lässt die einzelnen Theile zu einem Mahle herrichten, das sie ihrem Manne vorstellen will. Nichts ahnend von dem Verbrechen, erscheint Tereus bei Tische und isst von seinem eigenen Fleische und Blute. Als er aber endlich nach seinem Sohne Ibis verlangt, da konnte sich Progne nicht mehr beherrschen. »Du hast ihn gegessen«, schrie sie ihn an und plötzlich stürzt Philomele hervor und wirft dem Vater das blutige Haupt seines Sohnes ins Gesicht.

Mit wildem Geschrei stösst der Thrazier die Tische um, sich selber verfluchend als das Grabmal seines Kindes. Er ruft die mit Schlangen bedeckten Schwestern aus den Thälern des Styx um Hülfe an und verfolgt mit entblösstem Schwerte die flüchtigen Töchter Pandions. Diese aber hatten von den gnädigen Göttern Flügel bekommen, ein Federgewand umhüllte ihre Körper und Philomele flüchtete sich in die Wälder, während Progne, in eine Schwalbe verwandelt, bei Menschen und in Häusern Schutz und Zuflucht suchte. — Aber noch jetzt haben die Kennzeichen des Mordes ihre Brust nicht verlassen.

Und jetzt noch schliesst sich die Schwalbe treu den Menschen an; wo immer sich Kolonien ansiedeln, da findet sich die Schwalbe ein und bringt einiges Leben in sonst vereinsamte Gehöfte.

Vor fünf Jahren war auf der Kampalpe (einer abgelegenen und nur von Kohlenbrennern und Waldhegern besuchten Alpe) in Steiermark ein alter Mann gestorben, der die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens als wahrer Einsiedler, in einer aus rohen Baumstämmen gezimmerten Hütte zubrachte, wo er durch den Erlös von Holzschüsseln und Tellern, die er verfertigte, seine Existenz fristete. Er hatte durch die ganze lange Zeit keine andere Gesellschaft gehabt, als ein Schwalbenpaar, das Jahr für Jahr sich bei ihm einfand und über seiner Schlafstelle brütete. Als im Sommer 1863 ein bekannter Wiener Tourist die wirklich malerisch gelegene Hütte aufsuchte, fand er das Nest leer. Mit dem Bewohner haben auch die Schwalben den Ort verlassen.

Audubon zählt aus Nord-Amerika viele Fälle auf, dass an Orten, wo früher nie Schwalben gesehen wurden, diese sogleich sich einfanden, wie Menschen hinzogen, sie urbar zu machen.

Und von dem gemüthlichen Zusammenleben der Menschen und Schwalben auf dem Lande singt Rückert:

„Wie traulichen Verkehr hier Mensch und Vogel pflegen
Sah ich, als beim Gehöft ich Obdach sucht' im Regen.
Die Leute waren aus, die Thür nicht zugemacht,
Kein Hund, der bellte, nur die Schwalben hielten Wacht.
Ich fand sie in der Stub' als ich hineingekommen,
Sie hatten am Gebälk, der Mitte Sitz genommen.
Von hier die Thüre stand, von dort das Fenster auf,
Dass ungehemmt herein, hinaus erging ihr Lauf.
Doch unbedachtsam stört' ich ihren freien Flug,
Da ich das Fenster schloss, weil nass mich fror im Zug.
Die Leute kamen, fanden ausgeschlossen
Vom eingedrung'nen Gast, die alten Hausgenossen;
Mit Pfeiffen öffnete das Fenster gleich ein Bube,
Und eine Schwalbe kam geflogen in die Stube,
Die andere folgt' ihr bald und vom Gebälke nieder
Sprühten sie übern Tisch ihr triefendes Gefeder.

Es ist daher nicht zu wundern, wenn die Menschen diese

ihre treuen Freunde ganz besonders in Schutz nahmen, sie überall hegten und auf alle mögliche Weise schonten. Wo Schwalben in Sagen und Legenden vorkommen, haben sie beinahe immer die Rollen des Wohlwollens und der Theilnahme; in keinem Märchen sprechen sie in unedlem Tone, überall gelten sie als Symbol des Geistes und der Seele, die frei durch endlose Räume sich bewegen.

Es waren einst grosse Strafen ausgesetzt für den, der muthwillig eine Schwalbe tödtete, schon in den Psalmen finden wir sie als geweihte Vögel, wie Psalm 84. Vers 4. »der Vogel hat ein Asyl gefunden und die Schwalbe ihr Nest, wo sie Junge heckt, nämlich Deinen Altar Herr Zebaoth mein König und Gott.« Die Amerikaner glauben, dass in Folge eines Schwalbenmordes Kühe blutige Milch geben; selbst schon das Necken der Schwalben hatte die üble Folge, dass der Kühe und Ziegen Euter vertrocknete oder es mindestens vier Wochen lang regnete. Bei den christlichen Völkern werden sie als Marienvögel verehrt und ist jede Beleidigung derselben als sündhaft verpönt.

Nur die alten Römer waren nicht immer ihre besten Freunde. Sie machten es ihnen zum Vorwurf, dass sie nur während der schönen Jahreszeit den Menschen erfreuen, in der bösen ihn aber verliessen. Horatius hielt sie für den Typus der Unbeständigkeit und bewundert die Menschen, die ihr trotzdem eine solche Kostfreiheit erwiesen. *Sub eodem tecto ne habeas*, sagt ein altes römisches Sprichwort.

Die Alten meinen, man solle die Schwalben aus den Häusern abschaffen, weil sie soviel Geplärr und Zitschens machen, und weil der Wirth keinen Nutzen von ihnen hat. Denn wenn sie wegziehen, lassen sie nichts anderes zurück als Koth und Unflath, womit sie den Boden besudeln. In guter Zeit, in den Sommertagen, bleiben sie; wenn aber der betrübte Winter kommt, verlassen sie ihren Wirth als untreue Gäste.

Es gibt zwei Thiere, die immer bei und um den Menschen sind und gleichwohl nicht zahm werden und sich angreifen lassen, nämlich die Fliege und die Schwalbe.

Dem Virgil war sogar ihr freundliches Gezwitzcher zur Last, er schilt sie Plaudertasche, *garrula* und *arguta*. Anacreon heisst sie zwar auch „*λαλη*“, die Geschwätzige, und der Prophet Jeremias „*Hagur*“, Vielredende, aber jedenfalls in des Wortes freundlicher Bedeutung.

Ganz besonders schlecht standen aber die Schwalben bei den Auguren angeschrieben. Als König Cyrus den Krieg gegen die Scythen vorhatte, träumte ihm von Schwalben, was als grosses Unglück gedeutet wurde, und als sich Schwalben auf des Pyrrhus Gezelt und des Antonius Schiff setzten, prophezeiten sie unglückselige Niederlagen.

Diese Abneigung der Römer den Schwalben gegenüber hatte sie aber doch nicht verhindert, sich eifrig nach dem wunderwirkenden Chelidonium, dem Schwalbensteine, umzusehen, der sich vorzüglich bei jungen Vögeln und zwar in deren Magen und nur im Monat August finden lassen sollte.

Der glückliche Finder eines solchen Steines, der von der Grösse eines Haufkörnchens und von rother oder weisser Farbe sein soll, erhielt durch den Besitz das Glück, bei allen Leuten beliebt zu werden, von allen Krankheiten befreit zu sein, und selbst die schwierigsten Unternehmungen mit Leichtigkeit zu vollenden. Der Glaube an die Kraft dieser Steine ging auch auf die deutschen Völker über und erhielt später noch eine medicinische Bedeutung. So wurde er gegen fallende Sucht, bei Irrsinn, gegen längeres beschwerliches Siechthum und überhaupt gegen alle körperlichen Schwächen angewendet. Da aber diese Steine gar zu selten gefunden wurden, so hatte man später die Schwalben selbst als Medicamente benutzt. Man dörnte sie, pulverisirte sie dann und gab Halsleidenden ein Quintel davon auf einmal zu nehmen. Gegen Halsgeschwüre wurde die Asche von verbrannten Schwalben benützt, und bei der Bräune wurde ein Schwalbennest klein gestossen in Wein gesotten um den Hals gelegt.

In Paullini's »heilsamer Dreckapotheke« nimmt der Schwalbenkoth einen wichtigen Platz ein. Dieser im Naturzustande

ätzend und zerstörend auf das Auge wirkende Stoff, wie wir aus Tobias Lebensgeschichte genugsam belehrt wurden, wird durch kunstvolle Destillation zu einem prächtigen Augenwasser, mit dem der wolfeubüttel'sche Leibmedicus wahre Heldenthaten in seiner oculistischen Praxis vollführte.

Becheri schöne Verse führen uns die gesammte medicinische Verwendung vor:

Die Schwalbe nutzt auch das kleine Sommerthier
 Zweimal 3 Stück es gibt der Apotheken hier
 Es ist absonderlich die gantze Schwalbe gut
 Hernach ihr Koht, ihr Nest, Hertz, Stein und auch ihr Blut.
 Die ganze Schwalbe man zu einem Wasser brennt
 Der schweren Noth der Weg dadurch wird abgerennt
 Der Schwalben koht, der ist von aussen trefflich gut
 Im Fall ein toller Hund den Menschen beissen thut.
 Das Schwalben Nest das pflegt man umb den Hals zu binden
 Das Halsgeschwehr davor muss weichen und verschwinden.
 Der Schwalben Hertz, das lobt man in den bösen Leyd
 So man es isst wird man von dem Quartan befreyt.
 Der Schwalben Stein, so man in jungen Schwalben find
 Man hengt ihn an den Hals die Freiss er überwind,
 Es wird auch sehr gelobt das junge Schwalbenblut
 Man sagt es seye zu den Augen trefflich gut.

Wir in der Jetztzeit benützen die Schwalben zu nichts anderm, als dass wir uns von ihnen die schädlichen und lästigen Insekten, Fliegen, Mücken vertilgen lassen, was in ökonomischer Beziehung nicht gering anzuschlagen ist, wie diess ein Artikel einer illustirten Wiener Garten-Zeitung beweist, worin der Verfasser haarscharf berechnet, dass eine einzige Schwalbenfamilie den Sommer hindurch 576,000, also über eine halbe Million dieses Ungeziefers verzehrt. Die Schwalben sind, wie das Volk sehr richtig begriffen hat, äusserst nützliche Geschöpfe, welche dem Menschen auch nicht den geringsten Schaden zufügen können. Und deshalb ist es sehr Unrecht, dass man sie in einigen Ländern und Orten fängt, um sie zu essen. — Der kleine Bissen Fleisch, welchen eine Schwalbe gibt, verlohnt den Fang nicht, denn das Fleisch ist schlecht und gar zu wenig; um so unge-

gerechter ist es, so fröhliche Vögel dem Gelüste des Magens zu opfern.

Im Käfig sieht man die Edel-Schwalbe selten; es ist zwar nicht unmöglich für kurze Zeit, immerhin aber nur mit grosser Mühe sie in Gefangenschaft wie andere Singvögel zu erhalten.

Ein Freund des alten Pastor Brehm besass eine weisse Rauchschalbe mehrere Jahre lang und erhielt sie mit gewöhnlichem Nachtigallen-Futter. Diese Schwalbe war jedoch eine Ausnahme, denn gewöhnlich sterben die Gefangenen sehr bald.

Plinius X. 34 erzählt, dass die Schwalbe, wie die Taube, zur Ueberbringerin von Kriegs- und Siegesnachrichten gebraucht worden sei. Eine römische Besatzung, welche von den Ligustinern belagert war, schickte dem Fabian Piotor eine von ihren Jungen genommene Schwalbe, er sollte ihr an die Füsse einen Faden knüpfen und durch Knoten angeben, am wie vielsten Tage er zum Entsatz erscheinen werde, damit die Legion dann einen Ausfall machen könne. Es geschah und die Ligustiner wurden abgeschlagen.

Die beneidenswerthe Fähigkeit unserer kleinen Freunde, bei der heranrückenden schlechten Jahreszeit zu verschwinden, und erst im Frühlinge wiederzukommen, und die dadurch aufgeworfene Frage, wo sie überwintern, hat von jeher schon zu vielen und heftigen Streitigkeiten Veranlassung gegeben — Die unwirthlichsten Lokalitäten hat man ihnen zu Winter-Quartieren angewiesen, die fabelhaftesten Metamorphosen mussten sie während der kalten Jahreszeit durchmachen.

Aristoteles und Plinius lassen sie in tiefen Thälern nackt und federnlos überwintern; andere Schriftsteller, wie z. B. Magnus Gothus, Erzbischof von Upsala, versenkten sie tief auf des Meeres Boden, wo sie in grossen Klumpen verkettet bis zum Frühlinge ruhten; Claudian verwandelte sie im Herbste in Fische und überlässt es den warmen Südwinden, sie wieder mit Federn zu bekleiden und in Vögel umzuwandeln. Die Idee, dass die Schwalben im Meere überwintern, wurde nach Bodinus

zuerst von den Anwohnern und Fischern des baltischen Meeres angeregt, welche beim Suchen nach Bernstein ganze Knäuel von Schwalben angetroffen haben sollen — sie fand allgemeinen Glauben und eifrige Verfechter. Später wollte man überall solche Klumpeschwalben gefunden haben. — Albertus Magnus schreibt, dass man sie zu tausenden in alten Eichbäumen gefunden, Helldelin fand sie unter dürrem Laub und Moos, Ursinus und Ranzovius unter der Erde in Böhmen. Martin Luther bestätigt wiederholt dieses Wunderwerk der Schwalben als etwas ganz gewiss Bekanntes und erzählt, dass er einmal in einem finstern Winkel seiner Kammer einen grossen Klumpen Schwalben gefunden, der in die Wärme gebracht sich entknäulte und lebendig wurde, so dass die Schwalben im Zimmer herumflogen, was ihn zu einem wackern Sermon über die Auferstehung der Todten veranlasste.

Noch 200 Jahre später wählte der durch seine heftigen Agitationen gegen Tortur und Hexenprozesse berühmt gewordene Professor Tomasius dieses Thema zu einer gelehrten Disputation, worin er gegen alle anders Denkenden gewaltig loszieht und es besonders dem Anacreon nicht verzeihen kann, der in seinen Versen die Schwalben nach dem Flusse Nil oder in die grosse Stadt Memphis wandern lässt.

Unter dem Schutze solcher Autoritäten hielt sich jener Glaube fort bis in die neueste Zeit. Endlich fing man doch an, an der physischen Möglichkeit derartiger Verwandlungen etwas zu zweifeln; nach und nach wurden Stimmen laut, welche es nicht zugeben wollten, dass so heissblütige Geschöpfe wie die Schwalben, Monate lang ohne Luft, Licht und Nahrung zubringen sollten; die Wahrscheinlichkeit einer weiteren Wanderung und Ueberwinterung in wärmeren Gegenden gewann immer mehr festen Boden, und als es bekannt wurde, dass der Prior eines Mönchsklosters bei Strassburg einem Schwalbenpaare, welches jeden Frühling zu seinem Neste im Klostergange gekommen, ein Zettelchen an die Füsse gebunden mit der geschriebenen Frage: „*Ubi hiemasti?*“ (wo hast du überwintert?) und nächstes Frühjahr

darauf die Antwort las: „*In India in domo sutoris*“ (in Indien im Hause eines Schuhmachers), da hielt man die Ueberwinterungsfrage für einen überwundenen Standpunkt. — Alle früheren Hypothesen hatten ihre Basis verloren und man lachte über die veralteten Ansichten, die Jahrhunderte lang für einzig wahr und unumstösslich gehalten wurden. Und doch hat bis zum heutigen Tage noch kein Mensch unsere Schwalben in ihren Winterquartieren beobachtet. Wir wissen nur soviel, dass sie sich — wie wir mit eigenen Augen beobachten können — alljährlich im September zwischen dem 5 bis 15 in Gruppen zusammenfinden und dann gesellschaftlich zuerst gegen Westen und später nach Süden steuern; und dass sie — wie uns afrikanische Reisende erzählen — um Mitte September in ungeheuern Schaaren in Egypten ankommen, von dort aber ohne längeren Aufenthalt weiterziehen, und dass sie am 20. September in Handock in Nubien $18^{\circ} 40'$ n. B. und in Kordofan $14-15^{\circ}$ der Breite beobachtet wurden. Immer aber sah man sie noch im Zuge, immer rastlos südwärts eilend. Die Schwalbe soll nach einigen Angaben in der Stunde 10 Meilen, also an einem Tage 240 Meilen zurücklegen können. Dass sie in den Aequatorial-Gegenden an den Ufern des Senegal erst das gesuchte Asyl finden, ist wohl ohne Zweifel, aber wo und wie sie dort leben, ist wie überhaupt dort Alles noch unbekannt.

Was sie bewegen mag, so ungeheure Strecken zu durchreisen und zwar zu einer Zeit, wo die Sonne noch nicht an Kraft verloren und an Futtermangel noch nicht zu denken ist? Es ist eben jenes mysteriöse Ahnungsvermögen, das diese in hohem Grade sensitiven und mehr als andere mit meteorologischen, klimatischen und magnetischen Phänomenen in Rapport stehenden Wesen so sehr charakterisirt und sie lange vor der Zeit der Gefahr diese zu fliehen treibt. Mit Eintritt nasskalter Witterung im September ziehen unsere deutschen Schwalben ab, sie sammeln sich mit Bachstelzen und Staaren im Geröhrich der Teiche und Seen, hier Ruhe haltend, bis bei Tagesanbruch sich das zahllose Heer, das man vielleicht Tags vorher noch auf dem

Kirchthurm versammelt sah, auf ein von mehreren Alten gegebenes Zeichen erhebt, wenige Minuten später dem Auge entschwindet und nun rastlos dahin — dem Süden zuzieht. Am Abend darauf nimmt eine neu angekommene Schaar wieder auf derselben Stelle ihr Nachtquartier, und so geht es fort, bis der letzte Zug angekommen; daher kommt es, dass man versucht wird zu glauben, dass sie Nachts ziehen, oder dass die aus der Gegend selbst einmal abgezogenen nach einigen oder mehreren Tagen zurückkehren, verweilen und erst später sich wieder entfernen. Diess sind ganz bestimmt andere Schwalben, die weiter aus Norden herkamen, also etwas später daran waren und den vorausgegangenen nachzogen.

Es ist eine bekannte Sache, dass sich die Vogelzüge immer so ziemlich nach einander folgen, und muss es als eine sonderbare Vermuthung bezeichnet werden, dass Schwalben, die bereits seit 12 Tagen ihre Brutzone verlassen haben und in dieser Zeit längst schon in Afrika angekommen sind, wieder zurückkehren sollen, um vier Tage später wieder fortzuziehen. Man hat sich getäuscht, wenn man einige Tage nach dem Abzuge der Schwalben wieder solche Züge sah und glaubte, es seien dieselben wieder zurückgekommen.

Unglücklich sind jene armen daran, die durch Krankheit oder andere missliche Zufälligkeiten verhindert werden, sich der Reisegesellschaft anzuschliessen, der sichere Tod erwartet sie. Frost können sie durchaus nicht ertragen.

Wenn auch Spallanzoni's etwas grausame Versuche mit Anwendung künstlicher Kälte nachwiesen, dass Schwalben, so lange das Quecksilber auf dem Gefrierpunkt stand, nicht litten, bei 8 Grad aber merklich ergriffen wurden und erst bei 13 Grad erlagen, so haben wir Beispiele — wie im Juni und Juli 1855, dass bei einer auffallend nasskalten Witterung eine Menge Schwalben starben, sie fielen nicht selten frei aus der Luft todt zur Erde herab, andere wurden ganz ermattet vom Boden aufgehoben. Viele fand man klumpenweise auf Wollböden unserer Fabriken

zusammengekauert, vor Kälte, mehr noch übrigens vor Hunger erstarrt oder todt.

An einem ersten Maitage des Jahres 1861 tödtete ein plötzlicher Frost von vier Grad eine Menge Schwalben. Es wurden viele Leichen davon gesammelt, um zu versuchen, ob es nicht bloß ein dem Winterschlaf ähnlicher, lethargischer Zustand wäre, aber sie waren entschieden todt.

Wie durch die angeführten Beispiele gesagt, kann es somit vorkommen, dass bei einer in guter Jahreszeit plötzlich eintretenden Kälte die Schwalben Zufluchtsorte suchen, hier in gewissem Grade erstarren und es ist nicht ganz in Abrede zu stellen, dass sie wegen ihrer Lebensfähigkeit wieder aufleben mögen, wenn sie in die Wärme gebracht werden und Futter erhalten; von einem Winterschlaf aber ist bestimmt gar nicht zu reden.

In nächsten Tagen dürfen wir hoffen, dass die Schwalben wiederkommen; über Wüsten, Meere und Gletscher finden sie den Weg zu den alten Nestern, und langen vor vielen ihrer beschwingten Reisegefährten an, obwohl sie weiter fortgezogen als alle.

Oft schwärmen einzelne Plänkler dem Heere voraus und werden wohl noch von den letzten Streichen des Winters ereilt, wesshalb denn neben ihrer gläubigen Frühlingsweissagung sofort jenes Sprichwort des Zweifels tritt: »Dass eine Schwalbe noch keinen Sommer machen soll«, welches beiläufig gesagt Aristoteles erfunden und sich im Munde aller Völker vererbt hat.

Eine Anekdote aus dem Leben eines leider vor wenig Jahren verstorbenen Mannes dürfte hier eine Stelle finden.

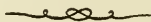
Ein bekanntes altes Café ist das Café Foy im Palais Royal zu Paris.

Im Café Foy wird nicht gespielt, bloß gesprochen und gelesen, leise gesprochen, laut gelesen, aber am Plafond ist eine Schwalbe gemalt. Was will diese Schwalbe sagen? Diese Schwalbe ist jene »eine Schwalbe«, die in diesem Café Sommer machte. Das Café Foy war wenig besucht. Eines Morgens kommt ein Mann in's Café, trinkt Kaffee, nimmt noch mehrere

Erfrischungen und will bezahlen. Er hatte seine Börse vergessen. Der Garçon will dem unbekanntem Gaste nicht borgen; dieser sagt, man soll den Wirth rufen. Der Wirth kommt; der Gast erzählt ihm seine Verlegenheit. Der Wirth ist liebenswürdig und sagt: Bezahlen Sie, wenn Sie wieder vorübergehen. In diesem Augenblick erblickt der Gast einen Farbentopf, der zufällig in einem Winkel stand. Er sagt zum Wirth: Ich werde Sie gleich bezahlen, nimmt Topf und Pinsel, steigt auf einen Sessel, den er auf's Billard stellt, malt eine Schwalbe am Plafond und den Namen »Horace Vernet.« — Diese Schwalbe brachte dem Café Foy den ewigen Sommer voll Gäste. Die Schwalbe ist das Palladium, der Genius des Café Foy.

Möchten auch uns die Schwalben einen schönen, einen glücklichen und gesegneten Sommer bringen!

Der Frühling erscheint noch vorerst und mit ihm alle geflügelten Bewohner Europa's, welche durch Kälte und Hunger vertrieben die Gastlichkeit fremder Welttheile in Anspruch genommen hatten. Und er naht heran der ersehnte Frühling, er muss kommen, das wissen sie, die befiederten Bewohner der Lüfte, was kümmert sie da unten das Treiben und Sorgen der Menschen, was kümmert's die Schwalbe, wer das Haus bewohnt, wo sie einkehrt vom Mittelmeer bis weit über die Nordsee, ob Türk oder Christ, sie klebt ihr Nest friedlich unter das gastfreundliche Dach, gerade so girrt das Rothschwänzchen sein Liedchen auf der Kuppel des Gotteshauses, unbekümmert, ob ein Halbmond oder ein Kreuz dasselbe überstrahle, — sie mögen klügeln und treiben, was sie wollen, die Menschen, die Natur geht ihren ruhigen und sichern Gang und hat immer Schutz und Hülfe, oder doch wenigstens Trost für ihre Kinder, wohl dem, der es einsieht und manchemal aus dem frostigen Menschengewühle in ihre Arme eilt und von ihrem kräftigen Pulschlage erregt, frisch gestärkt dem Schicksalswalten mit ruhigem Blicke entgegensieht!



ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Berichte des naturwiss. Vereins für Schwaben, Augsburg](#)

Jahr/Year: 1866

Band/Volume: [19](#)

Autor(en)/Author(s): Scheller W.

Artikel/Article: [Ueber die Schwalben. Eine Vorlesung im Maximilians-Museum, gehalten am 27. März 1867 113-139](#)